

Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext: soziale Prozesse der Dehumanisierung und Schuldzuweisung

Rosenthal, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article





In: ÖZG, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 1992, 3 (4), 449-479

Gabriele Rosenthal

Antisemitismus im lebensgeschichtlichen Kontext
Soziale Prozesse der Dehumanisierung und Schuldzuweisung

„Wissen Sie, wir haben uns versprochen, wir werden das von Generation zu Generation übergeben. Wir haben Angst vor dem was wird sein, wenn das wird vergessen. Unsere Religion gebietet uns: Du sollst nicht vergessen. Wenn ein Jude stirbt, sitzt man vier Tage auf einem kleinen Stuhl, damit der Mensch sich quälen soll. Er soll wissen, daß er einen teuren Menschen verloren hat ... Jedes Jahr gibt es einen Gedankentag an den Toten. Das heißt: Du sollst nicht vergessen". (Fischel Rotstein - Überlebender des Vernichtungslager Auschwitz - 1991 in einem Interview mit der Autorin)

1. Antisemiten ohne Geschichte und ohne Juden?

Umfragen zum antisemitischen Einstellungspotential der westdeutschen Bevölkerung wurden bereits 1946 in der amerikanischen Besatzungszone durch die Militärverwaltung, 1949 zum ersten Mal vom Institut für Demoskopie in Allensbach (IfD) und diskontinuierlich - meist ausgelöst durch antisemitische Skandale in der Öffentlichkeit - immer wieder vom IfD oder von Emnid durchgeführt. Die theoretisch anspruchsvollste Studie war das nach Rückkehr von Theodor Adorno, Max Horkheimer, Friedrich Pollock u.a. vom Institut für Sozialforschung in den frühen 50er Jahren durchgeführte „Gruppenexperiment"[1]. Die demoskopischen Studien belegen, daß sich der in der Bundesrepublik Deutschland in Befragungen geäußerte manifeste Antisemitismus resistent als ernstzunehmendes soziales Phänomen hält, auch wenn er über die Jahrzehnte hinweg, insbesondere bei Angehörigen jüngerer Jahrgänge, abnahm[2]. So äußerten im Jahre 1987 nach einer repräsentativen Umfrage von Bergmann und Erb immerhin noch 50% der Bevölkerung antisemitische Einstellungen[3]. Die Prozentsätze für die Jahrgänge derjenigen, die den Nationalsozialismus als Erwachsene oder Jugendliche erlebten, liegen dabei noch erheblich höher. Bei der Hitlerjugend-Generation (die Jahrgänge 1923-1932) weisen insgesamt 67% antisemitische Einstellungen auf, und bei den älteren Jahrgänge sind es sogar 91%[4].

Die Einstellungsforschung liefert uns zwar wichtige Hinweise über die demographischen Entwicklungen des Antisemitismus, doch sie ist abgekoppelt vom Handeln der Gesellschaftsmitglieder, ihren Familienbiographien, ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und ihren Interaktionen mit Juden. Ebenso wie in der sozialwissenschaftlichen Literatur die Tendenz besteht, den Neo-Nazismus als neues und von der nationalsozialistischen Vergan-

---

[1] Friedrich Pollock: Das Gruppenexperiment. Frankfurt a.M. 1955

[2] Zur Sekundäranalyse der Ergebnisse vgl. Werner Bergmann / Rainer Erb: Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen 1991

[3] Zu einem harten Kern, die manifest antisemitische Eisntellung vertreten, gehören danach 6,9%, 11,6% der Befragten stufen die Autoren als „stark antisemitisch" ein, und 33,2% der Befragten beschreiben sie als „in einem weiten Sinne antisemitisch". Bergmann / Erb, „Antisemitismus", wie Anm. 2, 56

[4] Bergmann / Erb, „Antisemitismus", wie Anm. 2, 70

genheit losgelöstes Phänomen zu betrachten[5], verschließen Umfrage-Untersuchungen den Einblick in die Prozesse der intergenerationellen Tradierung eines antisemitischen Habitus und dessen Transformationen. Auch wenn z.B. Bergmann und Erb mit ihren Fragebögen, den Zusammenhang zwischen Antisemitismus und der Zeit des Nationalsozialismus aufzuzeigen versuchen, können die numerischen Ergebnisse nur durch ihre klassifikatorische Subsumption unter vorgegebene Kriterien und theoretische Konzepte erklärt werden. Der Umfrageforschung fehlt die Möglichkeit, die Wirkungszusammenhänge zwischen Gegenwart und auto- bzw. familienbiographischer Vergangenheit zu rekonstruieren. Außerdem sind manifeste Selbsteinschätzungen von Befragten kaum eine geeignete Quelle, um auf latente und unbewußte antisemitische Deutungs- und Handlungsmuster schließen zu können. Basierend auf Daten von standardisierten Befragungen können Fremdenfeindlichkeit und Rassismus nur auf der kognitiven **Einstellung**sebene, losgelöst von **Handlung**skontexten und der jeweiligen Familien**geschichte** der Befragten betrachtet werden. Daraus deduzierte Annahmen über die sozialen Mechanismen der vor und nach 1945 kaum erfolgten Trauerarbeit um die entrechteten, vertriebenen und ermordeten Juden mögen noch so plausibel sein, es fehlt ihnen der empirische Bezug. Wenn wir hingegen beginnen, den Antisemitismus im lebens- und familiengeschichtlichen Kontext seiner Entstehung, Reproduktion und Transformation zu rekonstruieren, wird es möglich werden, sich vom einfachen dualistischen Bild von Gesellschaft und Individuum zu lösen, in dem das Individuum in spezifischen historischen Konstellationen Einstellungen übernimmt, die ihm von der Gesellschaft und seinem Milieu angeboten werden. Statt dessen können wir die Mechanismen der **aktiven** Ausgestaltung eines antisemitischen Habitus in konkreten Handlungszusammenhängen unter spezifischen lebensgeschichtlichen Konstellationen aufspüren.

Auch den makrosoziologischen und sozialpsychologischen Erklärungsansätzen fehlt die **lebens**geschichtliche und **handlungs**theoretische Dimensionierung antisemitischer Deutungsmuster. Weder die These vom „ewigen Antisemitismus“ noch die vom „Sündenbock“[6] erklären die sozialen Mechanismen der Konstitution eines antisemitischen Habitus in einer konkreten historischen Situation bei einem konkreten historischen Subjekt. Die auf empirischen Analysen und therapeutischer Erfahrung basierende Konzeption des „autoritären Charakter“[7] liefert zwar einen differenzierten Erklärungsansatz für die Psychodynamik eines Antisemiten und die den Ethnozentrismus und Antisemitismus begünstigenden Sozialisationsbedingungen. Doch es mangelt immer noch an Analysen über die **lebensgeschichtlichen Konstellationen** - und dies bedeutet immer auch die historisch-sozialen Konstellationen-, in denen Juden oder Fremde als Objekte der Ablehnung und des Haßes ausgewählt werden[8].

---

[5] Vgl. die Kritik von Lena Inowlocki: Zum Mitgliedschaftsprozeß Jugendlicher in rechtsextremistischen Gruppen: Ergebnisse einer interpretativ-qualitativen Untersuchung. In: Psychosozial, Schwerpunktthema: Opfer und Täter nach dem „Dritten Reich“. Hrsg. von G. Rosenthal / W. Fischer-Rosenthal, 15. Jg. (3), 1992

[6] Zur kritischen Diskussion der drei verbreitetesten Erklärungsmuster - erstarkender Nationalismus, Sündenbocktheorie und „ewiger Antisemitismus“ - vgl. Hannah Arendt: The Origins of Totalitarianism. New York 1951

[7] Vgl. Theodor W. Adorno: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a.M. (1950) 1982

[8] Analysen zu antisemitischen Einstellungen anhand von Oral-History Interviews liegen von Frank Stern vor. Vgl. Frank Stern: Antisemitische und philosemitische Stereotype unter

Die in den Sozialwissenschaften vorherrschende ahistorische Perspektive, die Ignoranz gegenüber den historischen und lebensgeschichtlichen Bedingungen der Konstitution der Gegenwart[9], steht im Einklang mit der Behandlung des Nationalsozialismus und Rassismus sowohl im politischen Diskurs[10] als auch in der Alltagskommunikation der Deutschen. Nationalsozialismus und Rassismus werden behandelt wie eine Infektionskrankheit, von der nur wenige befallen waren, und die 1945 ausgeheilt war. Der Neo-Nazismus wird dann - wie bereits angedeutet -, ebenso wie generell die Ausländerfeindlichkeit als neue Infektion verstanden, die unabhängig von der Vergangenheit durch gegenwärtige soziale Krisen verursacht ist.
Anstatt die eigene Verstrickung in den Nationalsozialismus, die miterlebten Szenen der Verfolgung bzw. die belastete Familienvergangenheit zu thematisieren, achtet man wechselseitig auf die Einhaltung des Kommunikationstabus. Die nachgeborenen Generationen sind damit in Familienmilieus sozialisiert, deren Vergangenheit vor 1945 in großen Teilen im Dunkeln liegt oder in denen der Mythos einer vom Nazismus unbelasteten Familienvergangenheit gepflegt wird. Wird in den Familien über die Zeit des Nationalsozialismus erzählt, konzentrieren sich die Erzählungen auf das eigene Leiden und auf die vom Nationalsozialismus losgelöst behandelten Kriegsjahre[11]. Dabei fehlen meist nicht nur die Bezüge auf die systematische Verfolgung und Vernichtung der Juden, größtenteils sind auch die Juden selbst und die jüdischen Lebenswelten aus der Erinnerung und Erzählung vernichtet worden. Daß das Thema Juden kein Thema für nicht-jüdische Deutsche ist, belegen auch die Ergebnisse der Umfrageforschung. Beim „Gruppenexperiment" des Frankfurter Instituts für Sozialforschung in den frühen 50er Jahren schnitten 78% der Teilnehmer das Thema Juden überhaupt nicht an[12], und 1987 stimmten bei der Repräsentativumfrage vom IfD immer noch von 67% der Befragten der Aussage zu: „Heute, 40 Jahre nach Kriegsende, sollten wir nicht mehr so viel über die Judenverfolgung reden, sondern endlich einen Schlußstrich ziehen". Die

---

Arbeitern und Angestellten. In: ders.: Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg. Gerlingen 1991, 199-240

[9] Zu Überlegungen einer historischen Biographieforschung vgl. Gabriele Rosenthal: Geschichte in der Lebensgeschichte - Leben mit dem Dritten Reich gestern und heute" In: Bios 1988, 1 (2), 3-16; sowie dies.: Die erzählte Lebensgeschichte: eine zuverlässige historische Quelle? In: Wolfgang Weber (Ed.): Spurensuche. Regensburg 1992

[10] Der Mythos einer von Antisemitismus freien deutschen Mehrheit wird bereits in der Regierungserklärung Adenauers 1951 deutlich, der sich auf Druck der israelischen Regierung zur „Haltung der Bundesrepublik gegenüber den Juden" äußerte. Vgl. Verhandlungen des Deutschen Bundestag, Bonn 1951: 6697ff. „Adenauer und die anderen Politiker ... wählten jedoch den Weg der Vorurteilsrepression, des Kommunikationsverbots bis hin zu seiner strafrechtlichen Verfolgung und nicht den Weg der öffentlichen Auseinandersetzung." Werner Bergmann: Der Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. In: Strauss/Bergmann/Hoffmann (Hg.) Der Antisemitismus der Gegenwart. Frankfurt a. M. 1990, 151-166

[11] Unsere Analysen erzählter Lebensgeschichten haben deutlich gezeigt, daß Erzählungen über die eigenen Kriegserlebnisse u.a. die Funktion haben, den Erinnerungen an die Verfolgung und Vernichtung ebenso an eigene Verstrickung in den NS auszuweichen. Vgl. Gabriele Rosenthal (Hg.): „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun." Opladen 1990

[12] Pollock, „Gruppenexperiment", wie Anm. 1

Analysen von Bergmann und Erb weisen dann auch einen hohen Zusammenhang zwischen Kommunikationsscheu und Antisemitismus ($r= 0.47$, $p < .001$) auf[13].

Die im bundesdeutschen Alltag vollzogene Ausblendung der Juden aus der Erinnerung und Erzählung findet in der Antisemitismusforschung, die kaum Juden befragt, sondern sich auf die Einstellungen von Nicht-Juden konzentriert, ebenfalls ihre Entsprechung. Neben der biographischen Dimensionierung antisemitischer Deutungs- und Handlungsmuster bedarf die Antisemitismusforschung - und generell die Forschung zum Nationalsozialismus und zum heutigen Umgang mit dieser Zeit - der Einbeziehung jüdischer Lebensgeschichten. Ansonsten reproduziert die Forschung die während des „Dritten Reiches" etablierte Derealisierung und Dehumanisierung der Juden. Wenn wir SozialforscherInnen uns vom Stereotyp des passiven und identitätslosen Juden, der sich wie ein Lamm widerstandslos auf die Schlachtbank führen ließ, lösen und dessen weitere Tradierung durchbrechen wollen, müssen wir Juden als aktiv Handelnde in unsere Analysen einbeziehen[14].

2. Antisemitismus in Lebensgeschichten von Nicht-Juden und Juden

Empirische Grundlage der folgenden Analysen sind rund 80 biographisch-narrative Interviews[15], die in unterschiedlichen Forschungskontexten von mir selbst oder von StudentInnen der von mir geleiteten Lehrprojekte geführt wurden. In einem Projekt an der Freien Universität Berlin forderten wir Angehörige der Hitlerjugend (Jahrgänge 1922-1929) zur Erzählung ihrer Lebensgeschichte, konzentriert auf die NS- und Nachkriegszeit auf[16]. In einem Projekt an der Universität Bielefeld befragten wir Angehörige von drei Generationen (Jg. 1889-1929) mit der gleichen Fokussierung[17]. In Israel bat ich europäische Juden, deren Leben vom Nationalsozialismus tangiert wurde, die aus Deutschland ab 1933 zwangsemigrierten oder die in Europa in Verstecken, in Konzentrations- und Vernichtungslagern die Shoah überlebten, um die Erzählung ihrer gesamten Lebensgeschichte[18].

Die Fallanalysen erzählter Lebensgeschichten von nicht-jüdischen Zeitzeugen des „Dritten Reiches" weisen ebenso wie die Lebensgeschichten von Juden darauf hin, daß das Verschwinden der Juden aus der Wahrnehmung und dem Bewußtsein der nicht-jüdischen Deutschen, die Dethematisierung der systematischen Verfolgung und Vernichtung und damit

---

[13] Werner Bergmann / Rainer Erb: „Mir ist das Thema Juden irgendwie unangenehm". In: KZfSS 1991, 43 (3), 502-519.

[14] Vgl. Michael Bodemann: Staat und Minorität. In: W. Bergmann / R. Erb (Hg.): Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945. Opladen 1990, 320-331. „Eine Antinomie besteht nun darin, daß viele Antisemitismusstudien die Juden zum passiven, duldenden Objekt erklären, während sie für die Antisemiten ja ausdrücklich handelnde Subjekte sind" (321)

[15] Zur Technik des narrativen Interviews vgl. Fritz Schütze: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, 1977; Gabriele Rosenthal: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte. Habilitationsschrift. Gesamthochschule Kassel, Fachbereich: Sozialwesen, 1992: 192-214

[16] Vgl. Gabriele Rosenthal (Ed): Die Hitlerjugend-Generation. Essen 1986

[17] Vgl. Gabriele Rosenthal, „Krieg", wie Anm. 11

[18] Vgl. Gabriele Rosenthal: Erzählte Lebensgeschichten von Überlebenden der Shoah: Zerstörte Lebenszusammenhänge - Fragmentierte Lebenserzählungen. In: W. Fischer-Rosenthal / P. Alheit / E. Hoerning (Hg.): Biographien in Deutschland. Im Druck

das Leugnen der Verbrechen - denn wo keine Opfer sind, sind auch keine Täter -, schon lange vor der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung begann. „Antisemitismus nicht trotz, sondern wegen Auschwitz“[19] ist kein Phänomen, das erst in der Nachkriegszeit entstand, sondern es entwickelte sich bereits in den Jahren von 1933 bis 1945.
Bevor die deutschen Juden ab 1941 auf die „Transporte“ kamen, waren sie schon derart entmenschlicht, daß man von einer psychischen Ermordung schon vor ihrer Einlieferung in die Vernichtungslager sprechen kann. In den Konzentrationslagern wurden damit Menschen umgebracht, die im Bewußtsein bereits entsprechend der Nazi-Ideologie in Ungeziefer, mit dem man nicht mitfühlen kann, verwandelt worden waren[20]. Der Prozeß der Derealisierung[21] und Dehumanisierung der Opfer vollzog sich ganz allmählich und für die Zeitzeugen kaum spürbar. Wechselseitig verstärkte sich die deutsche nicht-jüdische Bevölkerung in diesem Habitus der Wahrnehmungsabwehr. Bei den ersten Begegnungen mit den Entrechteten und den ersten Erlebnissen mit der Verfolgung verspürten noch viele das Unrecht und hatten Mitgefühl. Vielleicht wollten sie mit anderen darüber sprechen; doch meistens stellte sich ihnen eine Wand des Schweigens und der Abwehr entgegen. In unseren Interviews berichten Angehörige der Hitlerjugend-Generation über ihre erfolglosen Versuche, mit den Eltern und generell den Erwachsenen über die erlebten Situationen, in denen Menschen verfolgt oder getötet wurden, zu sprechen. Von den Eltern der BDM-Mädel und HJ-Jungen erfährt man wiederum, daß sie gegenüber ihren Kindern mit bestimmten Äußerungen vorsichtig sein mußten, da diese es ja ausplaudern konnten. Kinder, Eltern und Großeltern sorgten also wechselseitig für die Einhaltung des Gebots zum Wegsehen, Weghören und Schweigen. Von Jahr zu Jahr übten sie sich so erfolgreich in diesem Verhalten, daß sie selbst heute kaum noch dieses Gebot durchbrechen können und damit an ihre Nachkommen tradieren.

Dieser allmähliche Prozeß der Dehumanisierung der Opfer, der nach 1945 teilweise in die Zuweisung von Mitschuld an die Juden umschlug, vollzog sich nach unseren Analysen der erzählten Lebensgeschichten in zeitlich zu markierenden Phasen, die mit der staatlichen Entrechtungs- und Vernichtungspolitik[22] korrespondieren:
1. Die Phase von 1933-1935 ist gekennzeichnet durch weniger werdende Kontakte zwischen Juden und Nicht-Juden und korrespondiert mit den zunehmenden staatlich verordneten Verfolgungsmaßnahmen.
2. Die Phase von 1935-1938 beginnt mit den Nürnberger Gesetzen und den damit zusammenhängenden Verfügungen und endet mit dem Novemberpogrom 1938. In dieser Phase verstärkt sich die Ausgrenzung und Meidung der Juden derart, daß 1938 nur noch der entstandene Sachschaden wahrgenommen wird.
3. In der Phase von 1938-1945 führen die verschärfte Verfolgung der jüdischen Bevölkerung und die Massentransporte dazu, daß die Juden nun vollends entmenschlicht werden und aus der Wahrnehmung verschwinden, bis sie sich dann gegen Ende des Krieges als seelenlose KZ-Häftlinge der Wahrnehmung wieder aufdrängen.

---

[19] Vgl. Bergmann, „Antisemitismus“, wie Anm. 10

[20] Vgl. Alexander Mitscherlich / Margarethe Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. München 1967

[21] Vgl. Helmut Dahmer: Derealisierung und Wiederholung. In: Psyche 1990, 44, (2), 133-142

[22] Zu den Phasen der staatlichen Maßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung vgl. Walther Hofer: Studien der Judenverfolgung im Dritten Reich 1933-1939. In: Herbert A. Strauss / Norbert Kampe (Hg.): Antisemitismus. Von der Judenfeindschaft zum Holocaust. Frankfurt/New York 1985, 172-185

4. Nach dem „Dritten Reich“ korrespondiert die sozial auferlegte Zurkenntnisnahme der Vernichtung mit der Projektion eigener Schuldgefühle auf die Juden. Aus den identitätslosen Kreaturen wurden nun schuldige Juden.
Wie sich diese Phasen heute in erzählten Lebensgeschichten manifestieren, wird im folgenden zu diskutieren sein.

1933-1935: Wie aus Nachbarn Juden wurden. Mit *„heute sagt man Jud und morgen ist man Freund“*, so beschreibt der 1921 in Westfalen geborene Abraham Jarok (deutsch: Grün)[23], den täglich erlebten Stimmungswechsel in seiner Kindheit und fährt fort: *„so war es bis ´33, ich glaub sogar bis ´34“*. Das Jahr 1934 bedeutete für Abraham Jarok einen biographischen Wendepunkt: Von da an mußte er in der Schule auf der sogenannten Judenbank sitzen, das Klassenzimmer als letzter betreten und als erster verlassen - *„daß man sich nicht trifft an der Türe“* -, und auf dem Schulweg wurde er von Schülern mit Steinen beworfen. Diese Erlebnisse änderten zunächst noch nichts daran, daß man *„deswegen nicht weniger deutsch war“*. Die Familie hoffte darauf, daß es „vorübergeht“. Doch 1935 ertrug Abraham die Demütigungen in der Schule nicht mehr und begann im Rahmen der Jugend-Alijah[24] eine handwerkliche Umschulung. Von da an bewegte er sich fast ausschließlich im jüdischen Milieu. Dies manifestiert sich auch deutlich in seiner Lebenserzählung: Bis zu seinem Schulabgang erzählt er von Begegnungen mit Christen, danach sind sie als Handelnde - bis zu seiner ersten Reise nach Deutschland Mitte der 60er Jahre - aus seiner Lebenserzählung verschwunden.
1937 emigrierte Herr Jarok nach Palästina; seine Eltern und der jüngere Bruder blieben zurück, wurden nach Polen deportiert und von den Nazis ermordet.

In den Lebenserzählungen nicht-jüdischer Deutscher, die damals auch die Schule besuchten, sind „Judenbänke“, Schikanen der jüdischen Mitschüler oder antisemitische Lehrer kein Thema. Es wird höchstens erwähnt, daß die jüdischen Mitschüler irgendwann aus der Schule verschwunden seien. Generell und von Angehörigen aller Generationen werden die Demütigungen und gewaltsamen Übergriffe auf Juden in den meisten biographischen Erzählungen über die Anfangsjahre des „Dritten Reiches“ dethematisiert. Dagegen sind die Ausschreitungen in den Anfangsjahren, die zum Bruch vieler jüdisch-christlicher Kontakte führten, Bestandteil der kollektiven jüdischen Erinnerung und Erzählung. Herr Jarok erzählt z.B. von den militanten Boykottaktionen gegen die jüdischen Geschäfte am 1. April 1993, und wie an jenem Tag ein Nicht-Jude trotz Boykottaufrufe das Konfektionsgeschäft seines Vaters betrat:

„Man hat ihn rausgeschleppt, vor mein Haus geschleppt und auf der Straße so verprügelt, daß er liegengeblieben ist ... da is mein Vater zugegangen und wollte vom Telefon gegenüber die Polizei anrufen. Man hat ihn nicht gelassen“.

---

[23] Zur ausführlichen Falldiskussion siehe Gabriele Rosenthal: „Mein Leben mit Eltern“ und „Mein Leben ohne Eltern in Israel“. In: „Lebensgeschichte“, wie Anm. 15

[24] Organisierte Gruppenauswanderungen von 15-17 Jährigen nach Palästina - ohne Begleitung der Eltern - im Anschluß an eine berufliche Ausbildung. Von 1934 bis Ende März 1939 konnten 3262 Jungen und Mädchen auf diesem Wege aus Deutschland fliehen. Vgl. Juliane Wetzel: Auswanderung aus Deutschland. In: Wolfgang Benz (Hg.): Die Juden in Deutschland 1933-1945. München 1988

Weshalb ist die Erinnerung an Menschen, die den Aufrufen der Nazis zuwiderhandelten, selbst dann so wenig Bestandteil der Erinnerung von nicht-jüdischen Deutschen, wenn sie damals diese Gewalttaten nicht billigten? Wenn man sich nicht dem Boykott widersetzte, erlebte man es nur passiv mit, dies bedingte weitere Passivität. Man fühlte sich unbehaglich und begann, derartige Szenen aus der Wahrnehmung abzuwehren. Heute mag man sich daran nicht erinnern, da diese Erlebnisse nicht nur die eigene Duldung der Verbrechen belegen, sondern den kollektiv institutionalisierten Mythos vom „nichts gesehen und nichts gehört zu haben" widerlegen würden.

In den Lebenserzählungen der Nicht-Juden wird aus der Erinnerung dagegen jener Anteil von Erlebnissen selegiert, der belegen soll, daß „man nichts gegen Juden hatte" und den Kontakt mit den Verfemten nicht scheute[25]. Es wird vom jüdischen Händler erzählt, bei dem man auch nach 1933 weiter einkaufte oder von der jüdischen Schneiderin, der man weiter Änderungen in Auftrag gab. Gab es damals einen jüdischen Bekannten oder eine jüdische Klassenkameradin, bleiben sie nicht unerwähnt.
Kontrastieren wir Herrn Jaroks Erzählung mit der von einer Christin der gleichen Generation, die eine jüdische Freundin nicht nur als Beleg für ihren nicht vorhandenen Antisemitismus einführt, sondern für die damals das Ende dieser Freundschaft vermutlich auch von biographischer Bedeutung war. Gisela Otmar[26], Jahrgang 1923, war um Ostern 1935 mit ihrer Freundin, die in der Erzählung keinen Namen hat, von Bekannten auf der Straße gesehen und später zurechtgewiesen worden:

„Haben die mich furchtbar angeschnauzt, wie ich mit ´nem Judenmädel spazieren gehen könnte. Und ich war völlig fassungslos und überhaupt nischt dabei gedacht (6 Sekunden Pause). Bin aber eben dann doch äh- (3 Sek.) Sie verschwand dann auch. Ich hab sie dann aus dem Gesi- hab sie verloren (1). Offenbar sind sie dann weggezogen, das weiß ich nicht mehr wie. Ich bin dann wie gesagt ´37 auch da weggezogen (4). Ich bin aber dann ´35 etwa, kurz bevor mein Vater starb, bin ich in JM (Jungmädel) eingetreten."

Wie in vielen anderen Interviews erzählt Frau Otmar recht emotionslos und distanziert vom „Verschwinden" dieser Jüdin, das damals vermutlich ebensowenig wie in der heutigen Erzählung[27] so bruchlos und unintendiert (*„bin aber eben dann doch äh-"*) geschah, wie sie es gerne darstellen möchte. Die 12jährige Gisela fügte sich damals dem sozialen Druck, der sich mit Eintritt zu den Jungmädel wohl noch verstärkte. Die in dieser Erzählung spürbare Wahrnehmungsabwehr von damals - die Abwehr der Perspektivenübernahme mit der Freundin und von Gedanken über deren weiteres Schicksal - kann auch heute ca. 50 Jahre

---

[25] Frank Stern (1990:185) verweist darauf, daß nach der Kapitulation der aus der Erinnerung rekonstruierte jüdische Freund, „den Betreffenden quasi automatisch an die Seite der Sieger" rückte und „ihn vermeintlich zu den ehemaligen NS-Parteigenossen auf Distanz gehen" ließ. Frank Stern: Entstehung, Bedeutung und Funktion des Philosemitismus in Westdeutschland nach 1945. In: Werner Bergmann/ Rainer Erb (Ed.): Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945. Opladen 1990, 180-196

[26] Der Name ist anonymisiert. Zur ausführlichen Falldarstellung vgl. Claudia Gather: Gisela Otmar: „Ich will mich jetzt nicht davon freisprechen, aber ich habe mich eigentlich wirklich hauptsächlich sportlich betätigt". In: Rosenthal, „Hitlerjugend", wie Anm. 16, 105-125

[27] Auffällig sind die recht langen Pausen, die Abbrüche und die Korrektur: „aus dem Gesi- hab sie verloren"

danach nicht durchbrochen werden. Nicht nur die in den späteren Jahren einsetzende Vernichtungspolitik macht für Frau Otmar, wie für so viele nicht-jüdische Deutsche, die Perspektivenübernahme mit den Opfern so bedrohlich, sondern auch ihr weiterer Lebensweg: Das Ende dieser Freundschaft ist lebensgeschichtlich mit dem Beginn einer erfolgreichen Karriere in der NS-Jugendorganisation und damit der späteren hauptamtlichen Tätigkeit im Bund Deutscher Mädel verknüpft. Frau Otmar hatte selbst Anteil an der nationalsozialistischen Erziehung, in der die „Rassenlehre" und „-hygiene" einen erheblichen Stellenwert einnahm, und versucht deshalb heute, ihren Lebensweg als unpolitischen und mit dem NS nicht verstrickten zu sehen und zu präsentieren. Derartige Strategien zur Normalisierung einer fragwürdigen Vergangenheit implizieren, daß die belastenden Erlebnisse aus der Erinnerung und Erzählung ausgeblendet werden.

Betrachten wir eine weitere Erzählung über einen jüdischen Freund von einem Vertreter der Eltern-Generation der Hitlerjugend. Herr Heim[28], Jahrgang 1900, führt seinen Freund auch mit Namen in das Gespräch ein: *„Ich hatte eine guten Freund Felix Naftan, ein Jude"* und erzählt dann von einem Gespräch, bei dem ihm der Freund prophezeite:

„´Gerhard ich werd Dir was sagen. Es wird eine Zeit kommen - damals waren wir noch unter Litauen - es wird eine Zeit kommen, wo wir beide uns auf der Straße treffen, aber du wirst nicht mehr können mich zu begrüßen, und mit mir zu reden.´ Da hab ich gesacht: ´Felix, das kann nicht sein.´ ´Gerhard ich sage Dir, das wird so kommen.´ War auch so, kam auch so."
Interviewerin: „Was hat man dabei gefühlt, wenn man an den Leuten vorbeigegangen is und so getan hat, wie wenn man sie nimmer kenne würde?"
Herr Heim: „Ja, man hat eben auch Feinde gehabt, die einen bespitzelten. Man hat doch Leute gehabt, die darüber ihr Geschäft hatten und die das ausschlachten konnten, daher hat man- ".

Herr Heim kann sich auf die Frage der Interviewerin nach seinen Gefühlen nicht einlassen, da sie ihm vermutlich viel zu bedrohlich ist. Er war zwar von der im März 1939 erfolgten deutschen Okkupation seiner Heimat, dem Memelgebiet, begeistert, doch die damit einsetzende Vernichtung der jüdischen Bevölkerung belastete ihn. Felix Naftan konnte noch in die Sowjetunion fliehen, doch etliche seiner Bekannten, wie die Hofnachbarn und die Familie des Viehhändlers, wurden umgebracht. Als Kreisbauernführer und Mitglied der Reiter-SS selbst Teil des Nazi-Regimes, beugte sich Herr Heim dem Gebot zum Schweigen und zur kritiklosen Gefolgschaft. Dieses Gebot hat er derart internalisiert über Jahrzehnte eingeübt, daß er es, obwohl ihn das Erlebte sehr bedrückt, auch heute kaum brechen kann. Nur hinter vorgehaltener Hand, leise und verschwörerisch spricht er, wenn seine Ehefrau außer Hörweite ist, andeutungsweise darüber. Außerdem zweifelt er daran, daß die Interviewerin dem überhaupt Glauben schenken kann, was er von einem Ghetto-Besuch andeutet und von einem Gespräch mit einem Angehörigen einer Einsatzgruppe erzählt.

1935 - 1938: Von Menschen zu Sachen. Typisch für erzählte Lebensgeschichten nicht-jüdischer Deutscher aller Generationen ist: Während bei der Erzählung von den Anfangsjahren des „Dritten Reiches" Juden noch als Thema auftauchen und als Personen mit Identitäten eingeführt werden, zumindest haben sie noch Berufe, manchmal auch einen Namen, verschwinden sie dann zunehmend aus der Lebenserzählung. Zeitlich beschränken sich die Erzählungen über jüdische Bekannte fast ausschließlich auf die Zeit von vor 1935,

[28] Der Name ist anonymisiert.

also die Zeit vor den sog. Nürnberger Gesetzen „zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“, wobei die Erzähler diese Bekanntschaften oft derart präsentieren, als hätten sie auch noch nach 1935 bestanden. Wird die jüdische Bevölkerung in der biographischen Erzählung über die Jahre 1935-1938 thematisiert, tritt sie meist nur noch als Kollektiv auf: Es sind „die Juden“, die emigrierten, aus der Schule oder dem Wohnbezirk verschwanden.

Erika Schild[29], Jahrgang 1915, gehört zu den wenigen, die einiges über die Verfolgungsmaßnahmen, insbesondere von der Bereicherung am jüdischen Eigentum, erzählt. Ihr Mann hatte im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit mit der staatlich forcierten Emigration der Juden, die im Jahr 1938 noch massiver als bisher vorangetrieben wurde, zu tun und war an der Beschlagnahmung und dem Zwangsverkauf jüdischen Vermögens beteiligt. Die Juden werden von Frau Schild als „reiche Juden“, die große Kaufhäuser hatten, in die Erzählung eingeführt. Während sie mit ihrer Präsentation zu belegen versucht, daß ihrem Mann diese „Geschäfte“ unangenehm waren, er sie deshalb an einen Freund delegierte, schimmert auf der latenten Ebene der Erzählung jedoch noch eine andere Realitätsebene durch. Nicht nur ihre emotionslose und distanzierte Haltung gegenüber den Juden wird deutlich, sondern man spürt auch ein Bedauern um die verpaßte Chance ihres Ehemannes:

"Und mein Mann war ja Spediteur. Und das wollte er nicht. Er sachte: ´Das kann ich nicht. Ich kann den Leuten nicht diese Sachen da wegnehmen oder?´ Wollte er nich. Und dieser Otto ... der war Feuer und Flamme dafür. Der hat so ein Fingerspitzengefühl dafür gehabt. Und so ein Geruch was lukrativ war. Mein Mann überhaupt nicht. Mein Mann war eher ein Künstler ... und sacht: ´Das kann ich nicht´. Und Otto sachte: ´dann mach ich das´. ... Und dann ist er (der Freund) dabei so reich geworden, denn die Juden, die freuten sich ja, wenn se mit dem Leben davonkamen und das mitnehmen konnten was ihnen am wichtigsten war, an Schmuck oder Geld oder was. ...Und dann haben die den Otto oft reich beschenkt. Des warn also Juden die, wenn se nicht Juden gewesen wären, dann würden wir sagen aus ersten Familien stammten."

Der sich in der Formulierung *„wenn se nicht Juden gewesen wären“* andeutende Antisemitismus dieser Biographin durchzieht ihre gesamte Lebenserzählung. In den Formulierungen ist er repräsentativ für den, im Unterschied zum manifesten, häufig latent gehaltenen Antisemitismus, der dann auch noch philosemitisch verdreht wird. Nachträglich betonen diese Zeitzeugen die guten Eigenschaften der Juden[30]. So meint z.B. Frau Schild über die Besitzer des jüdischen Geschäftes, in dem sie bis 1933 gearbeitet hat: *„das waren Menschen bester Sorte, eigentlich“*. Entgegen der Intentionen der Erzählerin wird sprachlich auch hier wieder das Zurückgehaltene deutlich. Frau Schilds Intention dagegen ist, mit dieser Erzählung ihren Philosemitismus zu belegen. Dies ist auch der Grund, weshalb sie im Unterschied zu vielen anderen Zeitzeugen etwas ausführlicher von den Verfolgungsmaßnahmen erzählt. Der Vergleich mit anderen Lebensgeschichten läßt die Annahme zu, daß gerade die Autobiographen, die ihren primären Antisemitismus philosemitisch wenden, ebenso wie diejenigen, die an den Verbrechen beteiligt waren (s.u.), eher das Thema Verfolgung und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung ansprechen, als die Biographen, die damals zur Derealisierung des Geschehens neigten, weil sie es als Unrecht

[29]Zur ausführlichen Falldiskussion vgl. Martina Becka / Christiane Grote, Ch.: Erika Schild: „Ich war verliebt und verlobt und verheiratet und krichte Kinder“. In: Rosenthal, „Krieg“ wie Anm. 11, 28-51

[30] vgl. Stern „Im Anfang“, wie Anm.8

empfanden, und damit heute das Abgewehrte nicht mehr thematisieren. Auf den ersten Blick steht diese Annahme im Widerspruch zu den Umfrageergebnissen bei denen eine positive Korrelation zwischen Kommunikationsscheu und Antisemitismus ermittelt wurde. Doch dies liegt am unterschiedlichen Datenmaterial: Bei einer Fragebogenuntersuchung gelingt es den Philosemiten recht einfach, den bei einer Erzählung zwischen den Zeilen deutlich werdenden Antisemitismus zu verschleiern. Wie unsere Analysen von Tätern zeigen, die in die Verbrechen verstrickten Zeitzeugen können kaum ihre biographisch relevanten Erlebnisse ohne Spuren ausblenden, wenn sie sich auch nur ansatzweise auf eine lebensgeschichtliche Großerzählung einlassen

Vollziehen wir den Perspektivenwechsel zur jüdischen Bevölkerung in Deutschland, für die die Jahre 1935 und 1938 Wendepunkte in ihrem Erleben bedeuten. Mit den Nürnberger Gesetzen 1935 und den darauf folgenden Verfügungen erlebten sie einerseits die sich weiter verschärfende Entrechtung und Diskriminierung und andererseits waren etliche deutsche Juden von dieser Gesetzgebung auch beruhigt, nach dem Motto: *"Jetzt wissen wir woran wir sind, jetzt kann es nicht mehr schlimmer werden"*. Auch brachte die Olympiade mit dem offiziellen Verbot, antisemitische Parolen öffentlich anzuschlagen, und der Teilnahme jüdischer Sportler aus dem Ausland, zunächst eine gewisse Beruhigung. Etliche jüdische Eltern schickten ihre Kinder zur zweijährigen Umschulung im Rahmen der Jugendalija, ohne jedoch unbedingt deren Emigration zu beabsichtigen. Sie hofften vielmehr auf ein baldiges Ende der Hitler-Herrschaft und etliche glaubten immer noch an ein Deutschland, in dem es z.B. keine Pogrome wie in Rußland oder Polen geben konnte. So auch die Eltern von Yael Rafaeli, die 1921 in Hamburg geboren ist, 1936 das deutsche Gymnasium verlassen mußte, auf eine jüdisch-orthodoxe Schule wechselte und 1938 - da sie als Jüdin kein Abitur machen konnte - mit der Umschulung begann. Ihre Eltern meinten dazu:

„Man kann gehen, die zwei Jahre in die Jugendalija, das ist nicht so schlimm, das sind zwei Jahre und nachher kommt man zurück und lernt was Ordentliches, bis dahin ist ja der Zauber vorbei."

Daß es mehr war als nur ein vorübergehender Zauber, war mit dem Novemberpogrom nicht mehr zu leugnen. So meint auch Frau Rafaeli:

„Das hat doch vielen jüdischen Familien die Augen geöffnet, die vorher gedacht haben, was kann schon passieren, Pogrome gabs in Polen, doch nicht bei uns. ... Man hat gedacht im Krieg, so wie damals der Kaiser hat einen großen Erlaß herausgegeben ´an meine lieben Juden´ und so wird auch der Hitler erinnern, daß er da hat noch ein paar Leute, die er kann an die Front schicken".

Erst in der Nachfolge zum Novemberpogrom begann die Familie von Yael, die als wohlhabende Hamburger Kaufleute bisher geglaubt hatte, diese Zeiten in Deutschland durchhalten zu können, an Emigration zu denken. Doch nur Yael konnte dank der Jugendalija aus Deutschland im Frühjahr 1939 entkommen, ihre Eltern und ihr jüngerer Bruder wurden umgebracht.

Das Novemberpogrom war mit seinen grausamen Ausschreitungen, mit der Verhaftung jüdischer Männer und deren Mißhandlung zwar Ausdruck brutaler Barbarei, doch die Wende zu immer stärkeren, insbesondere wirtschaftlichen Verfolgungsmaßnahmen, begann schon lange vor diesem Pogrom. So war bereits Ende 1937 die wirtschaftliche Existenz eines

Großteils der jüdischen Bevölkerung vernichtet worden, viele Juden hatten ihre Stellung verloren, und der Besitz der wohlhabenden Familien wurde mit der beschleunigten Arisierung enteignet[31].
Herr Lewin, der als 30jähriger Mann ihm Rahmen der Hechaluz[32] in Frankfurt eine Umschulung für ein „Arbeiterzertifikat“ nach Palästina machte, meint auch, daß sich bei der nicht-jüdischen Bevölkerung die Stimmung im Jahr 1938 zugespitzt hatte:

„In Frankfurt, da haben wir uns schon im Dunkeln nicht mehr auf die Straße gewagt. ... Den Stern mußte man damals noch nicht tragen. Aber es war eine Stimmung in der Luft, daß irgend etwas passieren muß .... Um diese Zeit in Frankfurt hatte ich schon gar keinen Kontakt mehr mit Christen.“

Doch was lag da in der Luft? Nach Entladung suchende Aggressionen, Bereitschaft zur Gewalt auf Befehl oder Gleichgültigkeit? Für die These der Gleichgültig sprechen zunächst die Erzählungen der sog. Arier. Betrachtet man deren Lebenserzählungen so fällt auf, daß während die antijüdischen Aktionen seit 1933 kaum erwähnt werden, das Thema der NS-Verfolgungspolitik auf die sog. Reichskristallnacht kondensiert wird. Anhand eines historischen Kollektivereignisses, das die Möglichkeit gibt, die eigene Person hinter die „große Geschichte“ zurücktreten zu lassen, wird die Verfolgungs- und Vernichtungspolitik thematisiert, um dann wieder in der Sphäre der Sprachlosigkeit zu verschwinden. Den Juden „kommt, wie in einem Film, die soziale Realität einer Szene, eines Auftritts zu“ schreibt Frank Stern[33]. Doch meist treten in den Erzählungen zu diesem Ereignis nicht mal Juden als Personen auf, sondern es wird nur - entsprechend der Sprachregelung von der Reichsnacht, in der Kristall, als Symbol für den Wohlstand der reichen Juden, zerschlagen wurde - der Sachschaden beschrieben[34], die Scherben und die brennenden Synagogen. Die gedemütigten, verprügelten und verhafteten Menschen finden ebenso wie die Täter kaum eine Erwähnung: Die brennenden Synagogen und die zerschlagenen Scheiben werden wie Phänomene eines Naturereignisses eingeführt, das völlig unerwartet ins Alltagsleben eindrang, von niemanden intendiert oder gar ausgeführt war. Die Erzählung von Frau Schild steht beispielhaft dafür:

„Das war 38. Vier Wochen vorher hatte ich mein erstes Kind bekommen. .. Und an dem Tag zuvor, als die Synagoge brannte, kriechte ich einen Anruf, daß meine Schwägerin ihr Kind

---

31 Vgl. Avraham Barkai: Schicksalsjahr 1938. Kontinuität und Verschärfung der wirtschaftlichen Ausplünderung der deutschen Juden. In: Walther H. Pehle (Ed.):Der Judenpogrom 1938. Frankfurt 1988,94-117

32 Zionistische Palästinaorganisation, die 1918 zur beruflichen Vorbereitung auf die Auswanderung gegründet wurde.

33 vgl. Stern, „Philosemitismus“, wie Anm. 25, 209

34 Wie es Angehörigen der Zweiten Generation, den Kindern von den Zeitzeugen des ´Dritten Reiches´, dann wieder gelingt, dieses Phänomen des Beklagens von Sachbeschädigungen zu normalisieren, wird beispielhaft deutlich in dem Artikel von Wolfgang Erler / Ursula Schulde: Zertrümmerte Stühle und abgesägter Baum. In: Lutz Niethammer / Alexander v. Plato (Ed.): ´Wir kriegen jetzt andere Zeiten´. Berlin 1985, 152-171. „So müssen sie (die Autoren) selbst, um sich (aus mißverstandener ´Einfühlung´ heraus) nicht von der Informantin zu distanzieren, rechtfertigen, warum um Stühle geklagt wird und nicht um Menschen.“ Lena Inowlocki: Geschichtsbezüge im Mitgliedschaftsprozeß Jugendlicher in rechtsextremistischen Gruppen. Dissertation, Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Sozialwesen 1991, Publikation in Vorbereitung.

kriechte ... und da bin ich dann hingegangen, mein Mann und sein Freund und ein Ausländer saßen im Hotel Drei Kronen und aßen. Und ich bin dann hingestürzt und hab gesacht: ´die Synagoge brennt, die Synagoge brennt´. Das war ´ne ganze Menge. Des war schon ne dolle Sache damals. Und wir warn aber echt schockiert, weil wir nie so äh- politisch oder äh- extrem überhaupt nicht nationalsozialistisch warn. Also daß so ´ne Synagoge, des war ja immerhin ´ne Kultstätte".

Als „dolle Sache" wird hier das Pogrom bezeichnet und bedauert wird die Zerstörung einer Kultstätte. Strukturell ähnlich ist die Erzählung von Gisela Otmar, die damals 15 Jahre alt war:

„Es waren nicht allzu viele Juden in der Stadt. Ab es gab ´ne Synagoge, die auch brannte. Und die wenigen Geschäfte, drei oder vier auf der Hauptstraße, waren zerkloppt. Das habe ich auf dem Schulweg gesehen. Und wir wurden dann wieder nach Hause geschickt und den Tag war schulfrei, witzigerweise na. Was ich so gedacht habe, das ist, da war- , ich, weiß ich jetzt nicht mehr so genau".

Die Juden werden hier nur im Zusammenhang mit der Beschwichtigung, daß nicht so viele da waren, eingeführt, der Sachschaden wird beschrieben und die Geschichte damit evaluiert, daß „witzigerweise" schulfrei war.
Spricht die jüdische Bevölkerung über das erlebte Leid stehen die Angst, die Prügel und die Verhaftung der Männer im Vordergrund. Etwa 30.000 Juden wurden im Zusammenhang mit diesem Pogrom ins Konzentrationslager eingeliefert, so auch Herr Lewin:

„Von den Fenstern unseres Heims aus haben wir die Brände gesehen. (2) und haben den Krach gehört (3) und haben (3) telefonisch gehört von den Frauen, daß die Männer verhaftet sind. Wir haben gesessen und gewartet, daß sie uns abholen. .... zuerst kamen wir in eine Turnhalle ... und dann hat man uns zum Bahnhof gebracht, damals noch in Personenzüge verfrachtet. Das Bild was ich am besten in meiner Erinnerung habe ist der Bahnuntergang in Weimar, wo wir durch den Bahnuntergang laufen mußten und an beiden Seiten standen SS-Männer mit Knüppel und haben reingehauen, wen sie gerade erwischen konnten".

Diese Szene am Bahnhof, die sich in aller Öffentlichkeit abspielte, ist diesem Autobiographen beinahe noch deutlicher in Erinnerung als die durchlittenen Mißhandlungen im KZ-Buchenwald, in dem er sechs Wochen inhaftiert war, und seine anschließende Zwangs-Emigration aus Deutschland. Die Gefangenen mußten 12 Stunden auf dem Appellplatz stehen, sie wurden grausam mißhandelt, viele wurde erschossen und etliche Gefangene sind *„durchgedreht"*, wie es Herr Lewin kurz andeutet, ohne weiter darauf einzugehen. Ein damals bereits in Buchenwald inhaftierter Häftling, Emil Carlebach[35] berichtet von den Mißhandlungen der Neuankömmlinge:

„In dieser Nacht des 9./10. November 1938 wurden in Buchenwald 70 jüdische Männer unter dieser Folter wahnsinnig. Der SS-Hauptscharführer Sommer zertrümmerte dann eigenhändig jedem dieser 70 mit einer Eisenstange den Schädel. Heute lebt Sommer ´haftunfähig´ als Staatspensionär in einem bayrischen Sanatorium"

[35] Emil Carlebach: „Reichskristallnacht". In: Micha Brumlik / Petra Kunik (Hg.): Reichspogromnacht. Vergangenheitsbewältigung aus jüdischer Sicht. Frankfurt 1988, 21-26

Neben den Erzählungen über den Sadismus der Täter[36] enthalten die Erzählungen jüdischer Zeitzeugen auch Hinweise auf die Ausübung angeordneter Gewaltsamkeit. Herr Lesched, Jahrgang 1920, der in einem Vorbereitungslager für landwirtschaftliche Ausbildung in Grüsen bei Frankenberg in Hessen war, erzählt von einem Pogrom, das bereits im Juli 1938 stattfand[37]:

„Da hörte man schon den Gesang von draußen: ´Wenn das Judenblut vom Messer spritzt´. Kam die SS-Gruppe von Heinar zu uns und veranstaltet ein Minipogrom. .... wir hatten schrecklich viel Prügel bekommen ... Nachdem ich gut verprügelt worden bin, zwei SA- oder zwei SS-Leute, einer am Fuß und einer an den Haaren, ham mich genommen und einfach über das Geländer vom 1. Stockwerk geworfen. Zum Glück ist mir nichts passiert .... „Das ***Erschütternde***[38] *war, im Juli und bei der Kristallnacht, daß es nicht spontan war. Bei dieser Juli-Aktion, da erinner ich mich ganz genau. Nach einigen Stunden, plötzlich ham wir gehört, ein Befehl: ´Kameraden, die Aktion ist abgeblasen´. Und im Moment war alles zu Ende. Man hat mit uns geredet normal, als wenn sie uns nie geschlagen hätten. Das war das* ***Schreckliche****. Das war wie mechanisch. Auch das Runterschmeisen, das war nicht aus Haß oder so. ---- Das war auch in der Kristallnacht. Es hat einige Stunden gedauert, dann sind sie wieder abmarschiert.“*

Herr Lesched, der in Deutschland geboren ist, gehörte zu den etwa 17.000 in Deutschland lebenden Juden polnischer Staatsangehörigkeit, die am 28. Okt. 1938 über die Grenze nach Polen - bei Gegenwehr polnischer Grenzsoldaten - gejagt wurden. Doch ihm gelang die Flucht zurück ins Vorbereitungslager nach Grösen, um dann dort die sog. Reichskristallnacht zu erleben, an der nicht nur SA- oder SS-Leute teilnahmen, sondern auch die meisten Dorfbewohner. Herr Lesched wurde, da er keine deutsche Staatsbürgerschaft besaß, im Unterschied zu seinen Kameraden nicht ins KZ-Buchenwald eingeliefert. Ihm gelang als einzigem Angehörigen seiner Familie im Frühjahr 1939 die Ausreise nach England.

1938-1945: Von der Nichtwahrnehmung der Juden zum Wiederauftauchen als seelenlose KZ-Häftlinge. Nach dem Bericht über das Novemberpogrom verschwinden das Thema der Judenverfolgung und die Juden als Handelnde von Geschichten aus den Lebenserzählungen von Nicht-Juden. Nur in wenigen Autobiographien erfährt man von der Einführung des Judensterns (19. Sept. 1941) oder von den Deportationen aus dem Altreich (ab 16. Sept. 1941). Diejenigen, die von den noch im Reich lebenden Juden berichten, sind entweder Deutsche, die Hilfe leisteten oder die jüngeren Angehörigen der Hitlerjugend-Generation, die 1941 zwischen acht und sechzehn Jahren alt waren und sich heute für ihre Gedanken und Handlungen weniger schuldig fühlen als die älteren Jahrgänge[39]. Die Berichte

---

[36] Vgl. auch die Augenzeugenberichte bei Wolfgang Benz: Der Rückfall in die Barbarei. In: Walter Pehle (Ed.): Der Judenpogrom 1938. Frankfurt 1988, 13-51

[37] Pogrome dieser Art, die von Ortsgruppenleitern der NSDAP, die meist auch Bürgermeister waren, eingeleitet wurden, fanden in etlichen kleineren Orten statt. Die Bevölkerung beteiligte sich oft derart rege daran, daß sie der Kontrolle der Initiatoren entglitten. Vgl. Benz „Barbarei“, wie Anm. 36, 18

[38] Dick gedruckt = betont gesprochen

[39] Die jüngeren Gesprächspartner, die aufgrund der Jugendamnestie nach 1945 nicht so sehr zum Verhüllen aufgefordert waren, sprechen nicht nur offener über dieses Thema, sondern können auch eher als die älteren Jahrgänge ihre damalige Identifikation mit dem NS

der HJ-Generation geben uns Einblick in die Prozesse der Wahrnehmungsabwehr und der Dehumanisierung der Opfer.
Frau Mulde[40], die 1941 zwölf Jahre alt war, versucht sich heute ihre damalige Perspektive als Kind zu erklären:

„Ja, wie war das eigentlich mit diesen ***Judensternen****? Zu Anfang gab es ja auch noch Leute, die damit rumliefen (8 Sek. Pause). Ja, man traf manchmal, ganz selten, zu Anfang, nachher gar nicht mehr (2) Leute, die also diesen Stern hatten. Und (5 Sek.) man kuckte einfach schnell weg (2). Als Kind wurde ja nun einem immer erzählt, das wären also minderwertige Leute und böse Leute, die müßten ins Arbeitslager und so. ... Wenn man solche Menschen sah, war da ein gewisser Zwiespalt, es wurde einem gesagt, das ist so ein böser Buhmann (3), aber der Buhmann sah so traurich aus und dann kuckte man schnell weg."*

Frau Heidt, zwei bis drei Jahre älter als Frau Mulde, war in dieser Zeit begeisterte JM-Führerin[41]. Sie erlebte nicht die von Frau Mulde beschriebene kognitive Dissonanz zwischen Propaganda und Realität, sondern für sie sahen die „Menschen mit dem Judenstern" auch fürchterlich aus:

„.. auf der Straße diese Menschen, die da mit dem Judenstern waren, die sahen fürchterlich kümmerlich aus. Einmal sahn die alle so zerlumpt aus ... und man vermied die Leute zu sehen, anzusehen oder ihnen zu begegnen. Man fühlte sich fürchterlich unbehaglich."

Der Anblick der Juden, die auch hier nicht als solche bezeichnet werden, führte bei diesem Mädchen zu Unbehagen. Vielleicht spürte sie damals das Unrecht, das man mit Wegsehen lieber ungeschehen machen wollte. Ähnlich werden auch die Erwachsenen empfunden haben, auch sie wurden von den noch im Reich lebenden Juden an das geschehene Unrecht erinnert. So begann die nicht-jüdische Bevölkerung, noch während die Juden mit dem Stern durch die Straßen gingen, deren Existenz zu leugnen. Als sie dann „verschwunden" waren, fiel es den einen schon gar nicht mehr auf, und manch anderer war erleichtert, daß er diesen „fürchterlichen Gestalten" nicht mehr begegnete. Jetzt wurde wenigstens nicht mehr das schlechte Gewissen geweckt. In den heutzutage gemachten lapidaren Aussagen wie: „und dann waren **sie** plötzlich verschwunden", die uns in ihrer Empathielosigkeit immer wieder er-schrecken, manifestiert sich dieser Prozeß. Typisch ist auch das indirekte Reden von „ihnen" in der dritten Person. Sprachlich schlägt sich hier die Dehumanisierung der Opfer nieder, sie sind nicht nur als Personen sondern auch als Kollektiv identitäts- und namenlos. Es sind

---

eingestehen und davon erzählen. Je jünger sie sind, desto mehr erfahren wir von den rassistischen Stereotypen, die ihnen von Erwachsenen vermittelt wurden bis hin zu ihren eigenen Phantasien darüber, wie Juden umgebracht wurde. Eine Schülerin der Napola - Jahrgang 1934 - erzählte z.B., sie habe sich vorgestellt, Juden würden mit „Läusepackungen" umgebracht. Vgl. Rosenthal, G. / Bar-On,D.: A biographical case study of a victimizer´s daughter. In: Journal of Narrative and Life History, 1992, 2 (2), 105-127

[40] Der Name ist anonymisiert. Zur detaillierten Fallanalyse vgl. Angelika Puhlmann: Marie Mulde: „Aber Mariechen mußte tapfer sein". In: Rosenthal, „Hitlerjugend", wie Anm. 16, 126-159

[41] Der Name ist anonymisiert. Zur ausführlichen Falldarstellung vgl. Christian Grote: Anneliese Heidt: „Da hab ich endlich dieses Gefühl gehabt, jetzt kannst du deinen Beitrag leisten, den früher die Soldaten an der Front gemacht haben". In: Rosenthal, „Krieg", wie Anm. 11, 80-108

„die“, die allein dadurch gekennzeichnet sind, daß sie nicht zum „Wir“ der Volksgemeinschaft gehören[42].

Als sich die Juden und andere Verfolgte in den letzten Kriegsjahren als KZ-Häftlinge im Reichsgebiet dann wieder der Wahrnehmungsabwehr entgegenstellten, gelang es etlichen Zeitzeugen, ihnen weiterhin die Realität und das Menschsein abzusprechen. Frau Borke, 1912 in Lettland geboren und in einem deutschnationalen Milieu erzogen, lebte in den Kriegsjahren im von Deutschland annektierten Warthegau, in der Stadt Posen, die von etlichen KZ-Außenstellen und Zwangsarbeitslager umgeben war. Frau Borke war selbst an der bürokratischen Vorbereitung der Zwangsaussiedlung der polnischen Bevölkerung aus dem Warthegau beteiligt. Sie leugnet im Interview, wie viele andere Zeitzeugen, ein Wissen von Konzentrationslagern, um jedoch im gleichen Atemzug, eine andere Realitätsebene mitzuteilen: Sie meint, ihr Vater habe sie immer davor gewarnt, sich *„noch einmal ins Kazette zu reden“*. Von der Interviewerin darauf angesprochen, wie es möglich war, daß man sich vor dem KZ warnte und dennoch nichts vom KZ wußte, meint sie: *„an die KZs, wir hams nich geglaubt, nich, praktisch haben Se es nich gesehen ... das war einfach so en Ausdruck“*. Dies glaubt sie sich wohl selbst, obwohl sie kaum zwei Minuten zuvor von einer Begegnung mit Häftlingen erzählt hatte:

*„Ich bin dann einmal in Berlin gewesen und auf der Rückfahrt, ich weiß nich ob das ein Konzentrationslager war, da hab ich aus dem Zug gesehen. ... Und da sah ich Gestalten laufen, war ja Sommer, die hatten nur ´ne Badehose an. Und da hab ich mir gedacht, das sind doch keine **Menschen,** so **mager** kann doch kein **Mensch** sein, vor solche kleine Hütten. ... Da hab ich meinem Vater das wohl zu Hause erzählt. Da hab ich gesacht: ´das kann doch gar nich wahr sein´. Da sachte noch mein Vater: ´**Du hast Dich wohl versehn,** sowas kann es gar nich geben nich (4 Sek. Pause) Konzentrationslager´. Da sacht er nur: ´Du wirst noch ins Kazette kommen´“.*

Die Menschen, die man gesehen hat, können keine Menschen sein und so wurden sie auch nicht als solche wahrgenommen. In der Erinnerung kleidet Frau Borke diese „Gestalten“, die damals in der Wahrnehmung keine Gestalt annehmen durften, dann auch noch mit Badehosen ein, so als ob sich diese in der Sommerfrische aufgehalten hätten.

Während die nicht-jüdischen Zeitzeugen diese Derealisierungsprozesse als Schutz immer noch benötigen, um weiterhin im fragilen Glauben „von nichts gewußt zu haben“ leben zu können, versuchen die von ihnen derealisierten Menschen, sich die Gründe dafür zu erklären. Die Überlebenden der Shoah fühlen sich noch heute von der erlebten Derealisierung bedroht, da für sie damit der Glaube an Menschlichkeit und an Gerechtigkeit, das Vertrauen in andere Menschen und auch in sich selbst so tief erschüttert wurde.
Frau Meissner, die als einzige ihrer Familie Auschwitz überlebte, war ab 1944 zum Arbeitseinsatz in einem KZ bei Reichenbach in Schlesien. Dort erlebte sie auf dem Weg zur Arbeit jeden Tag die Wahrnehmungsabwehr der Ortsbewohner Reichenbachs:

---

[42] Auch in den Interviews mit der zweiten Generation findet sich bezeichnenderweise das indirekte Sprechen von den Namenlosen wieder. Vgl. Dan Bar-On / Amalia Gaon:“We suffered too“. Nazi childrens inability to relate to the suffering of their parents´ victims. In: Journal of Humanistic Psychology 1991, 31 (4), 77-95

„Wir durchquerten die kleine Stadt, die ein weiteres normales Leben geführt hat. ... Und als wir gingen, wir haben die Leute nicht angeguckt. Es war uns ja peinlich, wir gingen ja wie Sträflinge. Und da ging man so irgendwie so halb guckend und halb nicht guckend. Und die Leute ham ***nie, nie*** *uns angeguckt. Sie ham immer so ein bischen weggeguckt. Und das merkte ich selbstverständlich später, als ich mich weniger geniert hab, daß ich als irgendwelche komische Kreatur da herumgehe. Auf beiden Seiten gibt es Soldaten mit Waffen, die uns als Kriminelle behandeln. ... Und dann merkte ich, die Leute sind dort hingegangen wo sie mußten, aber irgendwie der Kopf wurde immer so weggedreht, man soll uns nicht sehen. Es war für sie* ***nicht angenehm.*** *Wenn man uns nicht gesehen hat, ergo gab es uns nicht, dann gab´s auch kein Konzentrationslager da in der Gegend. Wenn man uns nicht angeguckt hat, dann konnte man auch nicht sehen, wie die Leute ausgesehen haben, oder wie sie gekleidet warn oder was für Menschen waren das. Wenn man nicht sieht, dann kann man auch kein Zeuge sein, glaub ich“.*

Deutsche, die an der systematischen Verfolgung und Vernichtung nicht beteiligt waren, konnten noch wegsehen. Doch wie sprechen diejenigen, die als Zeugen oder Täter der Massenerschießungen, der Vernichtung in den KZs und anderer Tötungen in das Geschehen involviert waren, heute über die Verfolgung? Herr Acka[43], Jahrgang 1921, erlebte in Transnistrien - vermutlich im Rahmen einer kleinen mobilen Einheit der SS oder der Polizei - die systematische Vernichtung der Juden. In diesem von Rumänien ab 1941 besetzten Gebiet zwischen Dnjestr und Bug, in das die Juden aus allen Teilen Rumäniens deportiert wurden, veranstalteten die SS, Polizeieinheiten, deutsche und rumänische Militäreinheiten Massentötungen in allen denkbaren Formen: Erschießungen auf den Feldern und Straßen, vor ausgehobenen Gruben im Wald, durch Epidemien und Hungersnöte bei den in Hütten und Schweineställen der schnell errichteten Konzentrationslager zusammengepferchten Juden oder durch Anzünden der Hütten mitsamt der darin eingeschlossenen Menschen[44]. Herr Acka erzählt von den Epidemien und Hungersnöten, um sich und kollektiv die Deutschen von Schuld freizusprechen. Er deutet den Massenmord als von den Juden selbst durchgeführten um. Als Berichterstatter benutzt er in der Erzählung einen *„jüdischen Grafen und Baron“* , um sich selbst aus dem Geschehen zurückzuziehen. Er erzählt vom vermeintlichen Gespräch mit diesem Mann:

„Der Rumäne hat nämlich seine Juden alle rausgenommen und hat se alle in das Transnistrische Gebiet reingestellt. So erzählt er mir. Er hat se dort reingestellt und die mußten in diesem Dorf bleiben ... und da sind natürlich Epidemien gekommen und viele, viele Leute sind dort gestor- viele Juden sind gestorben. Wir ham se nie verbrannt, sondern die ham sich schon selbst da umgebracht, weil sie nix zu Essen hatten und und alles. Und da ist also ganz schreckliche Verhältnisse. Erzählt der mir alles und da sacht er: ´DEUTSCHland ist aber gut, da konnten die Juden, die konnten sich melden und konnten abhauen´“

---

[43] Der Name ist anonymisiert. Zur Fallgeschichte vgl. Gabriele Rosenthal: Dieter Acka: „Das war das Mieseste, was ich da geleistet hatte“. In: dies., „Hitlerjugend“, wie Anm. 11, 193-215

[44] Etwa 90.000 rumänische Juden wie etwa 150 000 - 170 000 lokale ukrain. Juden wurden hier ermordet. Vgl. Aharon Weiss: Categories of Camps. In: The Nazi concentration camps. Jerusalem: Yad Vashem 1984, 115-132. Eine ausführliche Darstellung findet sich bei Raul Hilberg: Der Vernichtung der europäischen Juden. Frankfurt a.M. 1990 Bd. 2, 391ff.

Wie eine Sache werden die Juden, die Eigentum der Rumänen sind, in ein Gebiet *„reingestellt“*. Den Satz *„viele Leute sind dort gestor-“* muß der Erzähler abbrechen und sich korrigieren, da keine *„Leute“*, sondern *„Juden“* starben. Bei diesen, die Menschlichkeit abgesprochenen Kreaturen, ist es dann auch *„natürlich“*, daß es zu Epidemien kommt. Mit dem Hinweis: *„Wir ham se nie verbrannt“* wird wohl kaum ein „jüdischer Graf“ zitiert, vielmehr weist der Erzähler auf sich selbst und seine Kameraden hin, die die Juden hier nicht verbrennen mußten, da diese auch ohne Anzünden der Hütten - woran er entsprechend des geographischen Kontexts der Erzählung vermutlich denkt - gestorben sind. Zu guter letzt dient dann auch noch der Vergleich mit Deutschland, aus dem die Juden *„abhauen“* konnten, dazu, dieses Land in Abgrenzung von Rumänien als *„gut“* zu bezeichnen und damit den Völkermord außerhalb des Reichsgebiets den anderen Ländern anzulasten.

Nach 1945: Aus entmenschlichten Kreaturen werden schuldige Juden. Die Schuldzuweisung des Völkermords an die Juden, als eine Strategie, um der Frage nach der eigenen Schuld und Verstrickung auszuweichen, versucht Herr Acka an mehreren Stellen in seiner Lebenserzählung. Bevor er über die Juden in Transnistrien erzählt, sicherte er sich bei den beiden studentischen Interviewern - wie so manch anderer Interviewte auch - ab, ob die Projektleiterin eine Jüdin sei:

Herr Acka: „Rosenthal ist das en Jude?
Interviewer: mhm, nein
Frau Acka: (lacht)
Herr Acka: Na das is nich schlimm
Interviewer: hm
*Herr Acka: Das ist gar nicht schlimm. Ich sage ja ich ich- kann vielleicht sagen ich (2) habe keine Beziehung zum Bayern, so hab ich keine Beziehung zum Juden. *is ja selber schuld der Jude´* (spricht leise). Ne, das is ne andere Geschichte ABER ABER (schreit) ich meine des-des- wegen, es es- ich finde es dumm, daß man das nich sagen darf.“*

Bezeichnend für die Aussage „is ja selber schuld der Jude“ ist, daß sie im Interview erst nach ca. 2 1/2 Stunden erfolgt. Das Aussprechen solcher, meist zurückgehaltener Gedanken benötigt seine Zeit und vor allem eine Gesprächsführung, bei der die Autobiographen darin unterstützt werden, in einen Fluß von Erzählungen zu kommen und sich dadurch immer weniger am Gesprächspartner orientieren.
Die Zuschreibung von Schuld an die Juden wird auch häufig indirekt mit rhetorischen Fragen wie: „Was haben die Juden denn an sich, daß sie seit Jahrhunderten immer wieder verfolgt werden?“ zum Ausdruck gebracht. Ebenso dient die mit der Kanalisierung des Antisemitismus auf den Antizionismus verbundene Ansicht, daß aus den Opfern, wie die israelische Besatzungspolitik zeigt, schuldige Täter geworden sind, der Projektion eigener diffuser Schuldgefühle auf die Opfer.
Doch wie verlief nach dem Zusammenbruch des ´Dritten Reiches´ der Prozeß von der Derealisierung der Juden über ihre durch die Alliierten und durch die gelegentlichen Begegnungen mit befreiten KZ-Häftlingen auferlegte Wiederwahrnehmung bis hin zur Zuschreibung von Schuld? Unsere Analysen verdeutlichen, daß etliche Zeitzeugen zunächst noch versuchten, ihre Wahrnehmungsabwehr aufrechtzuerhalten. Sie schenkten den Informationen über die Vernichtung keinen Glauben, schauten bei den von den Alliierten erzwungenen Filmvorführungen entweder nicht hin oder machten sich vor, daß es sich bei den gezeigten Leichenbergen um die „Brandopfer“ von Dresden handle. Linda Wiese, die als hauptamtliche BDM-Führerin im Warthegau tätig gewesen war, gehört zu den wenigen Be-

fragten, die heute sowohl ihre damalige Begeisterung für den Nationalsozialismus als auch ihre bis in die 50er Jahre aufrechterhaltene Wahrnehmungsabwehr eingesteht. Nach dem „Zusammenbruch“ versteckte sie sich, um einer eventuellen Verhaftung zu entgehen, bei Bauern in einem kleinen Dorf in Hessen:

„Und ich hab da eigentlich en ganz stillen Winter verbracht, wo man auch noch sehr wenig überhaupt hörte was draußen passiert. Da weiß ich aber, daß mal jemand kam und erzählte, er war mit dem Zug nach Ziegenhain gefahren und da waren doch solche Kerle drinnen, die aus dem KZ kommen und einer hatte da große Reden gehalten und hat geschimpft. Dann haben se den aus dem fahrenden Zuge geschmissen. So war noch die Stimmung in der Bevölkerung, die haben also wirklich- es war allgemein verbreitet, wenn dann einer kam und aus dem KZ kam und geschimpft hat, dann war der als Verbrecher angesehen, der war damals einfach noch nicht glaubwürdig, das hat man erst sehr viele Jahre später- “

Frau Wieses Erklärung für diesen Mordanschlag auf einen befreiten KZ-Häftling enthält nicht nur den Hinweis, daß er als Verbrecher angesehen wurde, weil er im KZ inhaftiert gewesen war, sondern auch deshalb, weil er diesem Mythos widersprach und als Überlebender der Vernichtung deren Leugnen erschwerte. Bis heute ist jede Begegnung mit einem Überlebenden des Völkermords bedrohlich, da dieser an das gesehene jedoch geleugnete Unrecht, an die eigene Verstrickung in das Unrecht, an die unterlassene Hilfeleistung und auch an das unrechtmäßig erworbene Eigentum erinnert. Übernimmt der Überlebende nicht, wie z.B. der in der Bundesrepublik Deutschland so beliebte, verstorbene Fernsehunterhalter Hans Rosenthal, die Rolle, den Deutschen ihre Hilfsbereitsschaft zu attestieren, fürchtet sich der nicht-verfolgte Deutsche vor seinen lebensgeschichtlichen Erfahrungen. Während den Überlebenden nach der Befreiung in den osteuropäischen Ländern eher der offene Haß entgegenschlug[45], erlebten und erleben die Überlebenden in Deutschland eher, daß die nicht-jüdischen Deutschen den Kontakt mit ihnen meiden oder sie mit ihrem philosemitischen Habitus zu vereinnahmen suchen[46].
In der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der man der Begegnung mit Juden noch nicht so gut ausweichen konnte, die befreiten KZ-Häftlinge als solche noch zu erkennen waren, und die deutschen Kriegsgefangenen jüdischen Soldaten der Siegermächte gegenüberstanden, diente die Kriminalisierung der Juden und generell der Überlebenden der Verfolgung und Vernichtung zur weiteren Abwehr. Diese Kriminalisierung zeigt sich teilweise noch ungebrochen in den heutigen Erzählungen. Heinz Vogt[47] (Jg. 1926), der sich nach der Kapitulation 1945 zunächst bei Bauern versteckt hielt, erzählt:

„... daß in der Nähe ein KZ-Lager war, und die Leute, die dort freijekommen waren, teilweise auch Ausländer, nun jetzt natürlich über diese ganze Gegend ausschwärmten und teilweise eben nun auch die Bauern ausplünderten und sowat, ... wir haben dann einen Wachdienst eingerichtet.“

---

[45] Aus dem Interview mit Frau Meissner. Zu denken sei auch an das Pogrom 1946 in Kielce, Polen, bei dem 42 Juden öffentlich umgebracht wurden.

[46] Vgl. Stern „Im Anfang“, wie siehe Anm. 8

[47] Der Name ist anonymisiert. Zur ausf. Falldiskussion vgl. Susanne Schmidt: Heinz Vogt: „Ich möchte sagen, daß doch jeder einen gewissen Stolz schon erlebt hat“. In: Rosenthal, „Hitlerjugend“, wie Anm. 16, 288-314

Wie noch weitere Textpassagen im Interview zeigen, will oder kann dieser Biograph die Perspektive der ausgehungerten KZ-Häftlinge nicht übernehmen. Anstelle dessen meint er, daß die Häftlinge wegen *„mangelndem Arbeitswillen"* und als *„Untergrundskämpfer vielleicht da zu recht saßen"*. Für ihn waren sie eine Bedrohung gegen die man Wache stehen muß. Wohlwollend interpretiert, kann man den Wachdienst auch als Metapher für Schutz vor einer zu nahen Begegnung mit den Überlebenden verstehen. Wie Herr Vogt sich auch heute vor einer Perspektivenübernahme schützt, zeigt die folgenden Textstelle:

Interviewerin: *Was war das für ´ne Erfahrung für Sie, da diese KZler zu sehen, die sahen doch sicherlich sehr ausgemergelt aus?*

Herr Vogt: *Ja- äh- es waren hier in diesem KZ meines Wissens nach fast ausschließlich Leute, die aus dem Ausland war ... Deutsche, glaube ich waren also da kaum".*

Herr Rotstein, der kein Deutscher, sondern ein Jude aus Polen ist, erzählt auch von diesen „Plündereien". Nachdem er den Todesmarsch von Auschwitz, den wochenlangen Transport in einem offenen Güterwaggon mit kaum Nahrung, inmitten von sterbenden Menschen und im Waggon aufgestapelten gefrorenen Leichen, danach das KZ-Buchenwald, die Verlegung in´s KZ Langelsheim im Harz, die unmenschliche Bedingungen der Arbeit im Steinbruch überlebt hat, muß Herr Rotstein mit den anderen Häftlingen wieder auf einen Marsch ohne Nahrung und ins Ungewisse:

*„... es war so ein Tohowabohu in Deutschland. Und die SS haben nicht viel aufgepaßt, wenn Leute weggelaufen sind. Aber dann haben sich die Leute von der Umgegend beklagt, daß die Häftlinge gestohlen. Die Häftlinge haben Essen gesucht. Das war das **Einzige** was wir gesucht haben, **Essen** - wir haben eine Misthaufen gesucht und wir wußten, wenn wir dort hingehn, dann kriegen wir eine Kugel in den Kopf. Aber die Leute, die sind hinge-... wir haben Halt gemacht auf dem Rasen, nach einer Stunde war nichts vom Rasen. Aber den Rasen können Sie doch nicht essen. Ham wir die Wurzel rausgenommen und wir haben das aufjegessen"*

3. Tradierung des Antisemitismus an die nächsten Generationen

Konfrontiert man sich mit einer Verfolgungsvergangenheit wie der von Fischel Rotstein und läßt sich auf eine erste, zaghafte Perspektivenübernahme ein, dann spürt man auch als Nachgeborene, wie bedrohlich dies sein kann und wie man selbst dazu neigt, diese Perspektive wieder abzuwehren. Geht man jedoch einen Schritt weiter und reflektiert selbstkritisch den dabei verspürten Schmerz bzw. das Unbehagen, muß man sich eingestehen, daß es sich dabei hauptsächlich um Selbstmitleid handelt und man noch weit entfernt von einer Empathie mit den Überlebenden ist. Man leidet an sich selbst besonders dann, wenn man Nachkomme der Täter und Mitläufer ist. Das Leiden als nicht-jüdische Deutsche ist jedoch, wie so mancher glauben möchte, keineswegs nur bedingt durch die kollektive deutsche Vergangenheit, sondern es ist in seinen spezifischen Ausprägungen Folge einer jeweils spezifischen Familienvergangenheit. Diese Vergangenheit wirkt vor allem deshalb so nachhaltig und auch zerstörend auf die Gegenwart ein, weil die Kinder und Enkel der Zeitzeugen des ´Dritten Reiches´ nur so wenig bewußte Kenntnis davon haben, sie dennoch ahnen und unter der damit verbundenen Familiendynamik leiden. Wechselseitig wird in den Familien mit sehr viel Energie und Geschick dafür gesorgt, daß diese Vergangenheit im

Dunkeln bleibt[48]. Selbst der Widerstand gegen das NS-Regime, die Unterstützung von Verfolgten, die aus politischen Gründen erfolgte Inhaftierung eines Familienangehörigen in einem Konzentrationslager oder ein jüdischer Familienangehöriger ist in vielen Familien bis heute kein Bestandteil der Familiengeschichte, von dem erzählt wird oder auf den man stolz ist. In Seminaren mit der Kinder- und Enkelgeneration zur Familienvergangenheit von Opfer und Tätern des Nationalsozialismus, die ich in den letzten zwei Jahren an der Gesamthochschule Kassel durchgeführt habe, zeigte sich immer wieder, daß sowohl die SS-Mitgliedschaft eines Großvaters dem Thematisierungstabu unterliegt als auch die Inhaftierung eines Familienangehörigen in einem Konzentrationslager wegen Fahnenflucht. Doch es sind nicht nur die Eltern und Großeltern, die ihren Kindern und Enkeln nichts davon erzählen, sondern auch die Nachkommen fürchten sich enorm vor einer Aufhellung der Familienvergangenheit. So führte bereits eine Seminarübung, bei der die TeilnehmerInnen aufgefordert wurden, sich zu überlegen: a) welche Frage bzgl. des NS möchte ich meinen Eltern oder Großeltern stellen und b) vor welcher Frage fürchte ich mich, zu einer massiven Dynamik in der Bewußtwerdung diffuser Ahnungen und Ängsten vor deren Wahrheitsgehalt. Gequält z.B. von der Frage, ob der Großvater eine SS-Nummer im Oberarm tätowiert hat, fürchtete sich eine Teilnehmerin vor nichts mehr, als ihn danach zu fragen. Solange sie diese Nummer nicht gesehen hat, kann sie immer noch hoffen, daß er nicht in der SS war. Damit es nicht zu einer Enthüllung kommen kann, meidet sie den Kontakt zu diesem Großvater, obwohl sie sich in der Familie diesem Mann am nächsten fühlt.

Mit dem Abwehren von Informationen[49] über die belastenden Anteile in der Familie ist dann auch die Vermeidung einer Begegnung mit den Opfern verbunden. Man muß sich vor einer Perspektivenübernahme mit den Opfern schützen, um weiterhin die diffusen Ahnungen über deren Verfolger, die sich in der eigenen Familie befinden, oder aber auch über die Verfolgten in der Familie, abwehren zu können. Durch diese Abwehr wird die Derealisierung und Dehumanisierung der Opfer des Nationalsozialismus von den Nachkommen weiter aufrechterhalten. Lassen sich Kontakte mit Juden nicht vermeiden, gibt es dann immer noch die Möglichkeit, diese nicht als Kontakte mit Juden in den Erfahrungshorizont einzuordnen. Ebenso wie im Nationalsozialismus werden in der Bundesrepublik Deutschland Menschen immer noch unabhängig von ihrer Selbstdefinition und der Halacha (den jüdischen Bestimmungen) zu Juden oder auch „Halbjuden“ erklärt. Doch ebenso gibt es die Tendenz, aus Juden Nicht-Juden zu machen. Dies zeigte sich z.B. sehr kraß, als einige TeilnehmerInnen aus meinem Seminar von einer Überlebenden aus Israel, die uns über ihre Verfolgungsvergangenheit erzählt hatte, gefragt wurden, wann sie zum ersten Mal Kontakt mit einem Juden hatten. Obwohl im Seminar seit einem halben Jahr zwei Jüdinnen aktiv an der Diskussion teilgenommen und von der Verfolgungsvergangenheit ihrer Eltern erzählt hatten, war die Antwort aller: *„heute mit Ihnen“*. Selbst ein mehrwöchiger Aufenthalt in Israel - im Rahmen einer Bibelreise! - wurde von einer Teilnehmerin nicht als Begegnung mit Juden realisiert. Erst auf meinen Hinweis, daß sie doch in Israel gewesen sei, kam ihr überhaupt erst der Gedanke, daß dort außer Arabern auch Juden leben und sie vermutlich auch mal mit einem gesprochen haben könnte.

---

[48] Zur sozialen Kontrolle der Einhaltung des Gebots zum Schweigen vgl. Gabriele Rosenthal: Das kollektive Schweigen zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung. In: Psychosozial 1992, 15 (3)

[49] Dan Bar-On diskutiert die Anerkennung der Tatsachen als erste Stufe im Prozeß des Durcharbeitens. Bar-On, D.: Die Kinder der Holocaust-Täter und ihre Suche nach moralischer Identität. In: Integrative Therapie 1990, 3, 22-245

Während sich der Prozeß der Derealisierung und Dehumanisierung der Juden in der Generation der Zeitzeugen des „Dritten Reiches“ in erster Linie derart äußert, daß sie über Juden und den Völkermord nicht sprechen, schlägt er bei den Nachkommen zum Teil wieder in einen manifesten Antisemitismus um, der nicht selten als Antizionismus getarnt wird. Die von den Eltern und Großeltern nicht geleistete Trauerarbeit, die aus der Derealisierung der Opfer, einer Akzeptanz der Verfolgung während des Nationalsozialismus oder der Mitwirkung an den Verbrechen folgt, führt bei den Kindern und Enkel dazu, daß sie mit jenen Ängsten (die Angst, selbst als nicht lebenswert angesehen zu werden, die Angst vor Aufdeckung der Verbrechen wie auch die Angst vor der Rache der Opfer) und Schuldgefühlen kämpfen müssen, denen die erste Generation ausgewichen ist. In der Abwehr dieser Gefühle entsteht dann ein sekundärer Antisemitismus im Sinne „wegen und nicht trotz Auschwitz“. Auch dazu ein Beispiel aus meinen Seminaren: Die Begegnung mit einer Tochter von Überlebenden, die in einer Sitzung von ihrem Leiden an der Verfolgungsvergangenheit ihrer Eltern berichtete und uns gegenüber auch sehr nahegehend ihr Leiden eingestehen konnte, führte bei einigen TeilnehmerInnen, die bisher die im Seminar besprochenen Lebensgeschichten von Überlebenden als Fiktion abgewehrt hatten, zu Rissen in den Wänden ihrer Abwehr. Etliche von ihnen mußten sich überwinden - wie sie in der darauf folgenden Sitzung und Nachbesprechung eingestanden -, um den Raum nicht zu verlassen, um nicht „davonzulaufen“, weil sie diese Nähe, den damit verbundenen Schmerz und die Schuldgefühle kaum ertragen konnten. Eine Teilnehmerin sprach dann auch etwas aus, was vermutlich manch andere oder anderer auch gefühlt haben mag: Sie hätte eine ziemliche Wut auf diese Frau, auf mich und überhaupt auf die Juden. Wir hätten die Betroffenheit in dieser Sitzung doch inszeniert und gemeinsam vorher abgesprochen, damit sie sich als Deutsche so schlecht fühlen müßte. Auf meine Rückmeldung, daß ich bei ihr keine Wut, sondern Traurigkeit spüre, begann sie zu weinen und sich selbst anzuklagen: sie habe jetzt manchmal solche Gedanken, die sie von ihren Eltern kenne, gegen Ausländer und Juden. Außerdem wäre sie zu feige, bei den gegenwärtigen Ausschreitungen gegen Ausländer helfend einzuschreiten und verhielte sich also genauso wie ihre Eltern im „Dritten Reich“.

Es würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, weiter auf die Formen dieses sekundären Antisemitismus einzugehen. Angesichts der gegenwärtigen Ausschreitungen bzw. Pogrome in der Bundesrepublik Deutschland gegen Ausländer und deren breiter Akzeptanz in der Bevölkerung, werden Analysen über den Zusammenhang zwischen der nationalsozialistischen Vergangenheit und dem gegenwärtigen Ethnozentrismus und Rassismus, der damit zusammenhängenden Empfindungslosigkeit gegenüber dem Leid anderer und dem selbstgerechten Selbstmitleid immer zwingender. Dazu bedarf es über die hier vorgestellten Fallanalysen hinaus Fallrekonstruktionen von Familienbiographien, bei denen Familienmitglieder über mehrere Generationen hinweg befragt und die Familienkonfigurationen analysiert werden[50].

[50]Gemeinsam mit Dan Bar-On und Fritz Schütze plant die Autorin ein Projekt über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in Drei-Generationen-Familien von Opfern, Tätern und Mitläufern des NS.